

der Absicht erklärt, nicht herumzumäkeln oder abzugrenzen, sondern vor allem Gemeinsamkeiten zu finden. Ein Beispiel: auf S. 156 f. wird die ausführliche und begründete Kritik des Physikers und Naturphilosophen Mutschler am Begriff Selbstorganisation erwähnt. Wenn diese Kritik stimmt, ist der genannte Begriff völlig unbrauchbar, das zu leisten, was er zu leisten vorgibt. Das Urteil I.s.: „Dem ist zuzustimmen, doch muß auf die in der Selbstorganisationskonzeption selbst vorgenommene Unterscheidung zwischen Selbstorganisation und Autopoiese hingewiesen werden, die eingangs dieses Kapitels zur Sprache kam“ (Verweis, wie leider häufig, ohne Seitenangabe). Dort lesen wir auf S. 148: „[Denn] Selbstorganisation bezeichnet die Entstehung von Ordnung aus Ungleichgewichtsprozessen, Autopoiesis hingegen eine konservative Prozeßorganisation von Lebewesen.“ M.a.W.: „Selbstorganisation“ stammt aus der Physik, und da ist Mutschler zuständig, „Autopoiesis“ dagegen aus der Biologie, und Mutschler ist kein Biologe. Ungesagt bleibt, daß beide Begriffe ihren Ursprung längst hinter sich gelassen haben. Bezieht sich obiger Verweis aber auf den Anfang des Unterkapitels, dann lesen wir dort (150): „Das Paradigma Selbstorganisation hat viele Schattierungen. Daher haben auch vielfältige Vorstellungen in die Autopoiesis-Konzeption Eingang gefunden“. M.a.W.: die Bedeutungen der beiden Begriffe fließen ineinander, und die Schwäche des einen schwächt auch den anderen. Warum die genannte Unterscheidung die Kritik Mutschlers zumindest relativiert, wird nicht näher gesagt. Das herauszufinden, wird dem Leser zugemutet. Solche Zumutungen sind recht häufig. – Die genannten Mängel ließen sich verschmerzen, gäbe es eine systematische Zusammenfassung der eigenen Positionen des Autors. Das Ethik-Kapitel (184–193, 211–219) kommt diesem Wunsch am ehesten entgegen. Für die evolutionäre Erkenntnistheorie gibt es zwar ein eigenes Unterkapitel „Philosophische Kritik“ (136 ff.). Es handelt sich aber weniger um die Kritik I.s als vielmehr jene, die die zitierten Autoren gegenseitig üben. Das Schlußkapitel (254 ff.) enttäuscht die genannte Hoffnung ebenfalls. Es bietet keine Zusammenfassung, nur die nochmalige Formulierung des Forschungsprogramms „interdisziplinäre Erkenntnistheorie“. Ausgerechnet Patricia Churchland wird als Vorbild gewählt, natürlich nicht aufgrund ihrer Thesen, sondern ihrer Absicht, nicht allein die Evolution, sondern auch die Gehirnforschung mit der Erkenntnistheorie zu verknüpfen zu einer (evolutionären) Neuroepistemologie.

Ist das vorliegende Werk ein Lehrbuch für Studenten? Das ist eher zweifelhaft, trotz der üblichen Übungsfragen am Ende jedes Hauptkapitels und nicht zuletzt deswegen, weil illustrierende Beispiele so selten sind. Einen Vorteil hat das Buch: Es zeigt dem Anfänger, was es alles gibt, nämlich unübersehbar viel. Das könnte ihn leicht entmutigen. Ein Lehrbuch kann man schwerlich aus Programmen aufbauen, sondern nur mit Theorien, die einen gewissen Abschluß und eine hinreichend breite Anerkennung gefunden haben. Wie aber I. selbst betont, ist auf dem behandelten Gebiet noch alles im Fluß.

P. ERBRICH S. J.

HONDERICH, TED, *How Free Are You? The Determinism Problem*. Oxford University Press 1993, 145 p.

Die Beschäftigung mit seinen Publikationen zeigt, daß Ted Honderich (Grote Professor of Mind and Logic am University College London) zu nahezu allen Themenbereichen Stellung bezogen hat, die in der Fülle der neueren Literatur zur Frage der Willensfreiheit zur Sprache kommen: angefangen von Fragestellungen aus dem Bereich des Leib-Seele-Problems und der Handlungstheorie, bis hin zu Überlegungen, die dem Bereich der politischen Philosophie zuzuordnen sind. Die zahlreichen Einzelbeiträge kulminierten 1988 in einem umfangreichen (XII + 644 Seiten) Buch mit dem Titel: *A Theory of Determinism: The mind, neuroscience and life-hopes* (ToD). So voluminös wie dieses Opos, so beeindruckend ist seine thematische Reichweite und Komplexität. Es umfaßt Analysen und Definitionen zahlreicher philosophischer Schlüsselbegriffe, lehrreiche und kritische Kommentare zu vielen alten und neuen philosophischen Positionen ... und – vor allem – eine streng-systematische und provozierende Gesamtsicht des eigentlichen Gegenstands seiner Analysen: der Reichweite und Möglichkeit der Lebenshoffnungen von Menschen, die – so eine der Kernthesen – in ein Netzwerk nomo-

logischer Notwendigkeiten eingebunden sind. Eben darum geht es auch in H.s neuestem Buch, welches eine Art *précis* zu ToD darstellt. Es enthält allerdings eine Reihe von Verbesserungen und wendet sich an einen weiteren Leserkreis: an Anwälte, Theologen, Ärzte, Kriminologen, Psychiater ... an alle, die aus beruflichen Gründen mit dem Problem der Willensfreiheit konfrontiert sind oder sich aus anderen Beweggründen zu diesem Thema hingezogen fühlen. Das Buch verdient eine kritische Auseinandersetzung schon allein deshalb, weil der Autor sich eindringlich und innovativ mit zentralen Fragestellungen auseinandergesetzt hat, die in der Problemstellung eingeschlossen sind. Darüber hinaus vertritt H. hier einen eigenen Standpunkt in der Willensfreiheit-Debatte (D. C. Dennett hat allerdings unabhängig von ihm z.Tl. sehr ähnliche Intuitionen in *Elbow Room* formuliert), eine herausfordernde Alternative zu den Auffassungen der Kompatibilisten und der Inkompatibilisten, mit deren konträren Positionen – so schien es – zumindest ein Grundzug der logischen Geographie der Willensfreiheit-Problematik hinreichend beschrieben war: Entweder eine deterministische Sicht des Menschen ist mit seiner Willensfreiheit kompatibel, oder nicht. H. meint hingegen, daß die Vertreter beider Positionen in ihrem Bemühen fehlgehen, da sie es unterlassen, verschiedene Freiheitsbegriffe klar zu unterscheiden und die damit verbundenen Lebenshoffnungen in ihre Überlegungen einzubeziehen.

In groben Zügen läßt sich H.s Argumentationsgang wie folgt skizzieren. Die ersten 4 Kapitel diskutieren grundlegende Thesen von deterministischen und non-deterministischen Theorien, insofern sie die Philosophie des Geistes und die Handlungstheorie betreffen. Diese Überlegungen resultieren in folgender abschließender Behauptung: „The conclusion is not that determinism is true. ... It is that taking in account everything, determinism is *very strongly supported* and that certainly it has *not been shown to be false*.“ (78/79). Es sind im wesentlichen drei Grundüberzeugungen – sozusagen drei Grundpfeiler eines deterministischen Theoriegebäudes –, die nach H.s Meinung eine deterministische Sicht des Menschen nahelegen. [A] Jedes mentale Ereignis (Gefühl, Gedanke, Entscheidung ...) ist insofern eng mit einem simultanen neuronalen Ereignis verknüpft, als die beiden Ereignisse nomologisch korreliert sind: Wenn das neuronale Ereignis stattfindet, tritt notwendig auch das mentale Ereignis ein, unabhängig davon, was sonst geschieht (Psychoneuronale Korrelationen). [B] Jedes dieser psychoneuronalen Paare ist die notwendige Folge einer kausalen Sequenz, deren auslösende Ursache neuronale Ereignisse und zusätzliche Ereignisse in deren Umgebung umfaßt. [C] Jede Handlung ist die notwendige Folge einer kausalen Sequenz, deren auslösende kausale Gegebenheit ein psychoneuronales Paar enthält, welches seinerseits eine aktive Intention einschließt. Daraus folgt: Unsere Entscheidungen und Wahlentscheidungen sind eine notwendige Folge von kausalen Gegebenheiten. Im 1. Kapitel geht es H. zu nächst darum, das kausalitätstheoretische Fundament für eine solche Folgerung zu legen. Kausalität ist seiner Meinung nach mehr als bloße Regularität im Bereich der Sinneswahrnehmung. Wenn wir uns die einzelnen Ereignisse in unserem Leben (neuronale oder mentale Ereignisse) als kausale Folgeereignisse vorstellen, so heißt das: Diese Ereignisse sind die notwendige Folge von vorausgehenden kausalen Gegebenheiten. Und zwischen den Ursachen und ihren Folgeerscheinungen bestehen nomologische Verbindungen. Und H. fügt hinzu – wiederum gegen Hume gerichtet –: „Conditional statements are true of reality ... Causation seems to be no more in the mind than matches.“ (8) Die Bedeutung dieser an den gesunden Menschenverstand appellierenden These ist m. E. alles andere als selbstverständlich und klar. Im 2. Kapitel versucht H. zu erläutern, warum es systematische Korrelationen zwischen dem mentalen und dem physikalischen Bereich gibt. Daß es derartige Korrelationen gibt, ist eine Hypothese, die spätestens seit Davidsons Theorie des Anomalen Monismus umstritten ist. Nach H.s Überzeugung verdanken wir diese Hypothese teilweise den Entdeckungen im Bereich der Neurowissenschaften (Neurologie, Neurophysiologie ...), wonach bestimmte Typen mentaler Ereignisse mit bestimmten Typen von Ereignissen im Gehirn einhergehen. Aber was sind eigentlich ‚mentale Ereignisse‘? H. antwortet darauf u. a. mit folgender Bestimmung: „They have a certain subjective nature or a character which we get into view. We can recollect or retrospect the nature or character of a mental event just past. In itself it involved two related things, *something's existing for something*

else... So mental events have about them what we can call an interdependent duality.“ (21) Ein Verständnis der Natur von Bewußtsein wird m. E. in dieser Begriffsbestimmung schlichtweg vorausgesetzt. Was H. „interdependent existence of subject and content“ nennt, ist eine Eigenschaft, die nicht nur auf mentale Ereignisse: sondern auf viele andere Dinge ohne Bewußtsein zutrifft. Ferner verteidigt H. die kausale Wirksamkeit mentaler Ereignisse: „Mental events themselves do affect what we do.“ (22) Andererseits scheint er aber davon überzeugt zu sein, daß vollständige Erklärungen von Handlungen in rein physikalischer Terminologie möglich sind. Eine Autonomie des Mentalen ist mit dieser Form von kausaler Relevanz folglich nicht gewährleistet: Mentale Ereignisse sind nur insofern kausal wirksam, als sie mit physikalischen Ereignissen korreliert sind. Die Sinnhaftigkeit von Handlungserklärungen im Vokabular unserer Alltagspsychologie wird nicht in Frage gestellt. Wenn man aber nach vollständigen Erklärungen für unsere Handlungen sucht, so wird man diese – gemäß H.s Ansatz – wohl am ehesten im Bereich der Neurowissenschaften finden. H. läßt keinen Zweifel daran, daß sein Entwurf nicht weniger monistisch ist wie sogenannte Identitätstheorien, obwohl er dieser Bezeichnung im Hinblick auf seine Theorie („Union Theory“ genannt) keine Bedeutung zumißt. Im 3. Kapitel möchte H. zeigen, daß psychoneuronale Paare die notwendige Folge einer bestimmten Klasse von Ursachen sind. Das ist im Kontext seines deterministischen Entwurfs deshalb von Bedeutung, weil man annehmen kann, daß Entscheidungen die notwendige Folge von Ereignissen sind, die ihrerseits nicht die notwendige Folge von irgendwelchen Ursachen sind. So könnte z. B. meine Handlung X eine notwendige Folge meiner diesbezüglichen Entscheidung sein, wobei meine Entscheidung aber durch keine vorausgehende Ursache determiniert war. Die Vorstellung, daß etwas die notwendige Folge von etwas anderem ist, reicht also nicht aus, um eine deterministische Theorie grundzulegen. Deshalb zielt H.s Entwurf darauf, daß jedes psychoneuronale Paar die notwendige Folge von Ereignissen ist, die ihrerseits notwendig auf vorausgehende Ereignisse folgen (lückenlose Kausalketten). Man könnte auch sagen: Unsere Entscheidungen sind durch unsere Erbanlagen und entsprechende Umweltbedingungen eindeutig festgelegt. Um das plausibel zu machen, geht H. auf Alternativentwürfe ein, die mit dem Begriff eines personalen Verursachers von Handlungen operieren, der für die Handlungen verantwortlich gemacht werden kann. Hierbei geht es ihm vor allem darum, auf die zahlreichen Probleme aufmerksam zu machen, welche diese Annahme impliziert. Der Begriff eines Subjekts, welches die Ursache von Handlungen ist, aber seinerseits kausal nicht festgelegt ist, führt in einem monistischen Theorierahmen (!) in der Tat zu erheblichen Inkonsistenzen und Unklarheiten. Im 4. Kapitel stellt er eine Handlungstheorie, die ein verursachendes Subjekt postuliert, seiner eigenen handlungstheoretischen Konzeption gegenüber. Derzufolge sind Handlungen Körperbewegungen, die durch eine Intention verursacht werden und in dieser – in gewisser Weise – repräsentiert sind. Aber jedes mentale Ereignis ist mit einem simultanen neuronalen Ereignis verknüpft. Und eine Handlung ist deshalb die kausale Folge einer Ursache, die notwendig ein psychoneuronales Paar einschließt. Es wird deutlich, daß seine Handlungstheorie im Kontext seines monistischen Theorierahmens den Konzeptionen überlegen ist, die einen personalen Verursacher annehmen. Damit ist H.s Plädoyer für ein deterministisches Menschenbild im wesentlichen abgeschlossen. Im 5. Kapitel befaßt er sich zunächst mit Forschungsergebnissen aus dem Bereich der Neurowissenschaften, die zu belegen scheinen, daß es enge Verbindungen zwischen mentalen und neuronalen Phänomenen gibt. Er konzediert aber, daß diese Erkenntnisse den neuronalen Teil der Verursachung durch psychoneuronale Paare explizit, den mentalen Teil hingegen bestenfalls implizit unterstützen. Im zweiten Teil stellt er die weitverbreitete These in Frage, daß die Quantentheorie im Widerspruch zu deterministischen Theorien steht: „If it's said that indeterminism is true of small particles, but does not get translated into the world we know, including the central nervous system, then we are back where we were.“ (66) Im 6. Kapitel verteidigt H. seine Grundüberzeugungen gegen genuin philosophische Einwände (von Epikur bis Newcomb), die sich zumindest darin einig sind, daß sich eine deterministische Theorie in Selbstwidersprüche verstrickt. Er geht auf die einzelnen Argumentationstypen ein und macht deutlich, warum sie ihn nicht überzeugen. Was aber folgt aus einer deterministischen

Sicht des Menschen im Hinblick auf unser Selbstverständnis als rationale, kognitive, soziale und handelnde Lebewesen? Im 7. Kapitel diskutiert er zwei mögliche Antworten, wobei er die damit verbundenen Lebenshoffnungen einbezieht. H. macht damit deutlich, daß das Determinismusproblem kein rein intellektuelles Problem ist, sondern in den Bereich lebensphilosophischer Erwägungen hineinreicht. Er nennt zunächst folgende Reaktionen auf die wahrscheinliche Wahrheit der deterministischen Sicht: (A) Bestürzung, begründet in der Überzeugung, daß nun vieles, was zu unserem Selbstbild gehört, nicht mehr wahr sein kann; (B) Unnachgiebigkeit, bestehend in der Zurückweisung der deterministischen Sicht des Menschen und der damit verbundenen Einstellungen. Jede dieser Reaktionen geht einher mit bestimmten Hoffnungen im Hinblick auf unsere Zukunft und unsere persönlichen Errungenschaften, mit einer bestimmten Einstellung zu unserem Wissen, einer bestimmten Sicht unserer zwischenmenschlichen Beziehungen und einer bestimmten Haltung gegenüber Fragen der moralischen Verantwortung. Und jede der beiden Gruppen bestehend aus Einstellungen, Gefühlen, Hoffnungen und Überzeugungen ist mit einem für sie charakteristischen Freiheitsbegriff verbunden. Im Kontext der ersten Gruppe wird unter Freiheit nicht mehr als Freiwilligkeit in folgendem Sinne verstanden: Eine Entscheidung ist frei, wenn sie mit den Wünschen und Bedürfnissen des Handelnden nicht in Konflikt gerät. Demgegenüber impliziert die zweite Gruppe einen stärkeren Freiheitsbegriff: Eine Entscheidung ist nur dann frei, wenn sie von einem personalen Subjekt getroffen wird, dessen Entscheidungen nicht determiniert sind. Diese Unterscheidung führt im 8. Kapitel zu einer eingehenden Analyse der Auseinandersetzung zwischen Kompatibilisten und Inkompatibilisten. Beide Denkrichtungen teilen die Überzeugung, daß es genau eine Vorstellung davon gibt, was als freie Wahl zu gelten hat. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich aber, daß sie von unterschiedlich starken Freiheitsbegriffen ausgehen (nämlich den beiden bereits genannten). Dementsprechend fallen dann auch die Antworten auf die Frage nach der Kompatibilität von Freiheit und Determination unterschiedlich aus. Der starke Freiheitsbegriff – meint H. – ist jedenfalls nicht mit Determination kompatibel. Im 9. Kapitel kommt H. auf das zu sprechen, was er als ‚das eigentliche Problem‘ bezeichnet. Es besteht darin, eine befriedigende Antwort auf die wahrscheinliche Wahrheit einer deterministischen Sicht des Menschen zu finden. Beide der genannten Antworten (Bestürzung, Unnachgiebigkeit) sind unbefriedigend. Bestürzung ist eine bloß negative und im Grunde resignative Reaktion. Und Unnachgiebigkeit zeichnet sich dadurch aus, daß an einer illusionären Vorstellung von Freiheit festgehalten wird, für die es kein *fundamentum in re* gibt. Statt dessen schlägt H. vor, daß wir versuchen, die Situation anzunehmen, in der wir uns vorfinden. Es bedarf einer neuen Einstellung, die am besten als ‚Bejahung‘ bezeichnet werden kann. Sie akzeptiert, daß ein deterministisches Menschenbild einen Teil unserer Wünsche und Werte bedroht und untergräbt, versucht aber damit zurechtzukommen und – soweit wie möglich – von dieser Haltung zu profitieren. Wir müssen in der Tat einiges aufgeben: Z. B. eine bestimmte Vorstellung von unserem persönlichen Erfolg und Verdienst. Andererseits – meint H. – kann uns ein deterministisches Menschenbild auch vor dunklen Selbstanklagen befreien, die in der Illusion wurzeln, daß wir in einer bestimmten Situation ganz anders hätten handeln können. Und ein solches Bild läßt genügend Lebenshoffnung übrig, um sein eigenes Leben als lebenswert zu erachten: Ich kann z. B. weiterhin positive und wertschätzende Gefühle gegenüber Mitmenschen haben oder mich über die Bewunderung anderer freuen, obwohl ich weiß, daß all dies eine kausale Folge von irgendwelchen Ereignissen ist, die selbst determiniert sind. Wie sehr sich H. über die Qualität dessen bewußt ist, was er mit seinen Überlegungen anzielt, wird insbesondere in folgender Darstellung eines kritischen Einwands deutlich: „What it all comes to, as perhaps a critic would say, is looking on the bright side, or putting a good face on things, or even making the best of a bad job. That is a bit unkind and perhaps not serious enough, but not far off the truth.“ (117) Aber selbst derjenige, der davon überzeugt ist, daß Bejahung die gebotene Reaktion auf die wahrscheinliche Wahrheit eines deterministischen Menschenbildes ist, wird große Schwierigkeiten haben, dieser Haltung treu zu bleiben. Wir glauben nicht wirklich an Determination. Selbst die nicht, die intellektuell davon überzeugt sind. Denn diese Sicht steht im krassen Widerspruch zu unserer

Kultur und Tradition. Wie weitreichend die Folgerungen sind, die H. aus seinem anthropologischen Standpunkt zieht, wird nirgendwo so deutlich wie im 10. Kapitel: Die wahrscheinliche Wahrheit dieser Sichtweise – so H. – fordert eine tiefgreifende Veränderung unserer sozialen Institutionen und Aktivitäten (Bestrafung krimineller Akte; Verteilung von Einkommen und Wohlstand; Verteilung von Macht, Rang und Autorität; öffentliches Aussprechen von Lob und Tadel ...), wenn diese dem Freiheitsbegriff verpflichtet sind, der einen nicht-determinierten personalen Verursacher von Handlungen impliziert. So sollte z. B. jede Form von Bestrafung durch den Staat, die auf der Vorstellung von Vergeltung aufbaut, aufgegeben werden. Eine Haftstrafe kann aus Präventionsgründen sinnvollerweise verlängert werden, nicht aber aus Gründen der Vergeltung. Eine Vergeltung zu fordern, wäre nur dann sinnvoll, wenn man annehmen könnte, daß ein Straftäter frei (im starken Sinn) gehandelt hat. Eben dies wird von H. bestritten. H.s sozialpolitische Erwägungen münden schließlich in folgende abschließende Bemerkung: „Is the Left Wing in politics less given to ideas of individual desert and more given to ideas of individual need? Is it then less given to attitudes and policies which have something of the assumption of Free Will in them? So you may suppose. If that is so, should one part of the response of affirmation be a move to the Left in politics? I leave you with that bracing question.“ (129)

Obwohl ich viele Überzeugungen H.s nicht teile, habe ich das vorliegende Buch mit anhaltendem Interesse und Gewinn gelesen. Wenn man H.s Prämissen im Bereich der Philosophie des Geistes und der Handlungstheorie akzeptiert, sind seine Folgerungen in der Tat sehr überzeugend: ein deterministisches Menschenbild legt sich nahe und die von ihm beschriebenen lebens- und sozialphilosophischen Thesen sind diesem angemessen. Dies zeigt m. E., daß auch Formen von sogenanntem Nonreduktivem Physikalismus (ich bezweifle, daß H.s. Philosophie des Geistes wirklich nonreduktiv ist, aber sie tritt zumindest sehr geschickt in dieser Verkleidung auf) auf einen substantiellen Freiheitsbegriff verzichten müssen. Meiner Meinung nach baut H.s Argumentationsgang auf Prämissen auf, die in gleichem Maße hypothetisch sind wie unsere Alltagsvorstellung von Freiheit. Aber H.s ‚token-physicalism‘ ist immerhin eine überzeugende Form von Physikalismus. Ein sogenannter ‚token-physicalism‘ hingegen ist keine stabile physikalistische Position. Wenn man also auf Physikalismus setzt, sollte man auch H.s weitreichende Folgerungen akzeptieren. Sympathisiert man hingegen mit Davidsons Argumenten für mentale Anomalie, so hat man sicherlich die Vorstellung aufzugeben, daß es deterministische Beschreibungen von Handlungen in rein physikalischer (neurophysiologischer ...) Terminologie gibt. Und genau das entspricht auch der dualistischen Grundintuition, wonach es (mindestens) zwei fundamental verschiedene deskriptiv-explanatorische anthropologische Perspektiven (nicht zwei Substanzen!) mit je eigenen konstitutiven Prinzipien gibt. Dieser Intuition zufolge sind Handlungen deutlich zu unterscheiden von bloßen Körperbewegungen, weil Handlungen in ein anderes Begriffsnetz mit anderen synthetisch-apriori-Prinzipien eingebunden sind. Wohl deshalb haben wir bislang keine Konzeption, die erklären kann, wie es möglich ist, daß physikalische Ereignisse nomologische Korrelate zu bewußten mentalen Ereignissen sind.

A. TRAMPOTA S. J.

RESCHER, NICHOLAS, *Moral absolutes*. An Essay on the Nature and Rationale of Morality (Studies in Moral Philosophy 2). New York – Bern – Frankfurt a. M. – Paris: Lang 1989. X/115 S.

Das klar geschriebene Buch ist eine Kritik des moralischen Relativismus. Die eigene, streng kognitive und antireduktionistische Position charakterisiert Rescher (R.) als Verbindung eines in etwa kantischen mit einem in etwa aristotelischen Ansatz. Das Buch ist nach zwei Fragen gegliedert: 1. Was verlangt die Moralität (morality) von uns? Was müssen wir tun, um uns als moralisch gute Personen zu qualifizieren? Dieser Teil (Kap. 1–3) ist eine Analyse des Begriffs der Moral. 2. Warum sollen wir das tun, was die Moralität von uns verlangt? Warum sollen wir moralisch sein? Dieser Teil (Kap. 4) leistet die eigentliche Moralbegründung. – Moralische Normen sind nach R. Normen, die das Verhalten von Menschen in den Fällen bestimmen, wo legitime Interessen ande-